

## Predigt

Es war nur eine kurze Szene: Auf dem Weg zum Public Viewing während der Fußball- Weltmeisterschaft wurde der Jugendliche am Zutritt zur Fan-Meile aufgehalten. Er sei zu schwarz, meinte der Türsteher. Er solle erst einmal zwei deutsche Gedichte aufsagen, dann könne er rein. Die Leute drum herum trauten ihren Ohren nicht. Wenig später dann kam eine Mutter mit ihrem dunkelhäutigen Adoptivkind und wollte auch zur Fußball-Party.

Auch sie durften zunächst nicht rein, ohne zu wissen warum. Hinterher berichtete die Zeitung am Ort darüber. Hatten die Zwischenfälle einen fremdenfeindlichen Hintergrund? Die Sicherheitsfirma dementierte das natürlich sofort. Solch ein rassistisches Verhalten gäbe es in ihrem Unternehmen nicht und werde auch nicht geduldet. Auch die Stadt distanzierte sich von jeder menschenverachtenden Haltung, die Staatsanwaltschaft begann gar nicht erst zu ermitteln. Also alles nur ein Missverständnis? Über Rassismus zu sprechen ist immer schwierig. Eigentlich gibt es bei uns so etwas doch längst nicht mehr – sollte man meinen. Dass Menschen wegen ihrer Hautfarbe, ihrer Herkunft oder sonst einem sichtbaren Merkmal benachteiligt werden, ist für die meisten von uns unvorstellbar. Stattdessen kann man oft Beteuerungen hören: „Das hat bei uns keinen Platz!“ oder „Wir haben das zum Glück überwunden. Rassismus ist Geschichte!“ So was passt ja auch nicht in das Bild vom weltoffenen Deutschland, das attraktiv im globalen Wettbewerb um Arbeitskräfte gegen die demografische Entwicklung ankämpft. Trotzdem aber machen Menschen bei uns nach wie vor tagtäglich die Erfahrung von Diskriminierung, wenn sie erkennbar anders sind als wir. Sind wir nicht schon längst wieder in alte Denkmuster zurückgefallen? Ist Fremdenfeindlichkeit bei uns nicht schon längst wieder salonfähig? Und wo stehe ich da eigentlich?<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Der Einstieg ist übernommen aus „Ohne Ansehen der Person“, Materialheft für einen Gottesdienst zum Tag der Menschenrechte am 10. Dezember 2010, Hg. EKD, S. 20

Ich lese uns eine Geschichte aus dem Lukasevangelium, die Geschichte vom Pharisäer und vom Zöllner (Lk. 18, 9-14):

„Jesus sagte aber zu einigen, die sich anmaßen, fromm zu sein, und verachteten die andern, dies Gleichnis: Es gingen zwei Menschen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stand für sich und betete so: Ich danke dir, Gott, dass ich nicht bin wie die andern Leute, Räuber, Betrüger, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich einnehme. Der Zöllner aber stand ferne, wollte auch die Augen nicht aufheben zum Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig! Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt hinab in sein Haus, nicht jener. Denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.“

Wir stehen neben dem Pharisäer und danken Gott, dass wir nicht so sind wie die anderen Leute – Rassisten, Rechtsextreme und sonstige Menschenfeinde. Wir doch nicht! Aber ist das wirklich so? Natürlich kann da nur jeder für sich sprechen:

In unserer Straße steht jetzt öfter ein Auto mit polnischem Kennzeichen, offenkundig wohnen diese Leute jetzt hier irgendwo. Und ich tue nun etwas, was ich sonst niemals getan habe: nachdem ich abends mein Auto in die Garage gefahren habe, vergewissere ich mich zweimal, ob ich das Tor auch tatsächlich abgeschlossen habe.

Und ein anderes Erlebnis: Wenn ich meinen Freund besuche, der im Dortmunder Norden wohnt, muss ich ein Stück von der Straßenbahnhaltestelle zu seiner Wohnung gehen. Und natürlich kommen mir in dieser Gegend öfter südländisch aussehende Menschen entgegen. Manchmal, wenn ich so eine Gruppe sehe, spüre ich, wie Aggressivität in mir hochsteigt. Was passiert da eigentlich mit mir?

Bei Diskussionen im Freundeskreis über Zuwanderung kommt das Gespräch immer wieder auf das, was in der letzten Silvesternacht in Köln passiert ist. Und auch ich merke, dass ich immer weniger bereit

bin zu unterscheiden: die Männer, die da in übelster Weise unser Gastrecht missbraucht haben, sind ja ganz gewiss nicht repräsentativ für die Mehrheit derjenigen, die bei uns Schutz und Zuflucht suchen. Warum stimme ich dann Vorurteilen, pauschalen Verurteilungen, Zerrbildern zu? Und widerspreche nicht energisch?

Eigentlich sollte ich doch ganz anders reagieren. Denn es gehört ja geradezu zur Erfolgsgeschichte des Christentums, dass es niemanden ausgegrenzt hat, dass die Missionare der Urgemeinde ganz unbefangen auch auf Menschen ganz anderer Hautfarbe, religiöser oder kultureller Prägungen zugehen konnten. So wie Paulus das im dritten Kapitel des Galaterbriefes beschreibt: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.“ (*Gal 3,28*)

Oder, um zur Geschichte aus dem Lukasevangelium zurückzukommen: ich stehe ganz gewiss nicht auf der Seite des Pharisäers, der alles richtig macht. Sondern eher auf der Seite des Zöllners, der an den Ansprüchen, die ihm gestellt sind, hoffnungslos scheitert. Und vielleicht gibt mir diese Geschichte auch einen Hinweis darauf, wie es mir gelingen kann, meine Vorbehalte und Vorbehalte gegen Menschen zu überwinden, die anders sind, als ich.

Einen anderen Menschen in seinem Anderssein annehmen zu können, in ihm oder in ihr meinen Bruder oder meine Schwester sehen zu können, das setzt voraus, dass ich mich in ihn oder sie hineinversetzen, hinein fühlen kann. Ganz gewiss würden viele Menschen in unserem Land anders über Flüchtlinge reden, wenn sie zunächst einmal bereit wären, deren Geschichte anzuhören. Jemand anderen annehmen zu können, das setzt Wertschätzung voraus. Und vielleicht ist es ja so, dass ich andere je besser annehmen kann, je mehr ich mich selber annehmen kann, je mehr ich mich wertgeschätzt weiß. Jesus stellt den Zöllner unter die Verheißung der Liebe Gottes: er, der Sünder, darf gerechtfertigt nach Hause gehen. Gott nimmt ihn an mit seiner Lebensgeschichte, die nach den Maßstäben des Pharisäers sicher kein Ruhmesblatt ist. Und ich darf mir genauso wie

dieser Zöllner und Sünder sagen lassen, dass auch ich Gottes geliebtes Kind bin, dass er mich annimmt mit meiner Lebensgeschichte, meinen Vorurteilen, meiner Angst, meiner Ratlosigkeit. Ich bin Gott etwas wert und darf mich darum selber wertschätzen. Vielleicht kann ich ja dann auch andere annehmen, wertschätzen, mit ihnen fühlen, ihre Geschichte zu verstehen versuchen. Wie zum Beispiel die Geschichte von Doaa:

„Bevor der Bürgerkrieg in Syrien sie zur Flucht zwang, war die 19-jährige Doaa eine ehrgeizige Schülerin. Dann floh sie mit ihrer Familie nach Ägypten. Ohne Arbeitserlaubnis lebte sie dort am Rande der Gesellschaft. Trotzdem war Doaa hoffnungsvoll, sie war verliebt in Bassem, der um ihre Hand anhielt. Gemeinsam beschlossen sie, Sicherheit in Europa zu suchen, um sich dort ein gemeinsames Leben aufzubauen. Bassem gab sein ganzes Ersparnis, 5.000 Dollar, den Schmugglern, die sie auf ein überfülltes Fischerboot zwängten. Doch nach drei Tagen auf See glaubte Doaa nicht mehr an eine sichere Ankunft und sagte zu Bassem: „Wir werden alle ertrinken“. Am vierten Tag kam ein verrostetes Boot auf sie zu. Die Passagiere weigerten sich in das seeuntaugliche Boot zu wechseln, woraufhin die wütenden Schmuggler ein Loch in das Fischerboot rammten und lachten. Innerhalb von Minuten kenterte und sank das Boot. Die 300 Menschen, die unter Deck gefangen waren, hatten keine Chance zu überleben. „Ich hörte wie Menschen schrien und sah wie ein Kind vom Propeller in Stücke zerrissen wurde“, erinnert sich Doaa. Um sie herum schwammen hunderte Leichen. Die Überlebenden kamen in Gruppen zusammen und beteten. Bassem fand ein Rettungsring für Doaa, die nicht schwimmen kann. In der folgenden Nacht verloren viele Überlebenden die Kräfte und den Mut. Doaa musste zusehen, wie Männer ihre Rettungswesten abnahmen und ertranken. Einer von ihnen übergab Doaa kurz vor seinem Tod seine 9 Monate alte Enkelin Melek. Auch Bassem verließen kurz darauf die Kräfte und Doaa musste mit ansehen wie er starb. Trotzdem nahm sie an diesem Tag ein weiteres Kind auf. Die Mutter der 18 Monate alten Masa gab ihr

das Mädchen mit der Gewissheit, dass sie selbst nicht überleben würde. Doaa war nun für zwei völlig erschöpfte Kinder verantwortlich, sie weinten, hatten Hunger und Durst. Sie sang für die Mädchen und erzählte ihnen Geschichten, ein langer Tag verging, dann ein weiterer. Am vierten Tag im Meer sah Doaa ein Handelsschiff. Zwei Stunden schrie sie um Hilfe, bis die Suchscheinwerfer des Schiffes sie fanden. Melek starb noch an Bord des Schiffes. Doch die kleine Masa hat überlebt.“<sup>2</sup> Berührt uns die Geschichte von Doaa, von Bassam, von Melek und Masa? Und was verändert diese Berührung?  
Und der Friede Gottes...

---

<sup>2</sup> Zitat eines Berichtes der Pressesprecherin des UNHCR, nachlesbar auf [www.uno-fluechtlingshilfe.de](http://www.uno-fluechtlingshilfe.de)